

<b>Zeitschrift:</b>	Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
<b>Band:</b>	17 (1974)
<b>Heft:</b>	3
<b>Artikel:</b>	Leser dreier Völker
<b>Autor:</b>	Kahl, Konrad
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-388219">https://doi.org/10.5169/seals-388219</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

KONRAD KAHL (ZÜRICH)

LESER DREIER VÖLKER

*Henry David Thoreau (1817–1862)*

*André Gide (1869–1951)*

*Ernst Jünger (\*1895)*

Der Neuengländer *Henry David Thoreau*, der einer aus Guernsey eingewanderten Familie entstammte, hatte altphilologische Studien an der Universität Harvard hinter sich, als es ihn 1845 in die Einsamkeit zog. Am Waldensee baute er sich ein Haus, wo er, einem Robinson gleich, ungestört sein eignes Leben zu leben trachtete. Auch sein Zeitgenosse Jacob Burckhardt rechtfertigt solchen schöpferischen Rückzug in die Einsamkeit in dem Werk «Das Zeitalter Constantins des Großen»: «Es liegt ein Zug in der Natur des Menschen, daß er, verloren in der großen bewegten, äußern Welt, sich und sein eignes Selbst in der Einsamkeit wiederzufinden sucht. Diese Einsamkeit wird um so viel abgeschlossener sein müssen, je tiefer er zuvor draußen sich innerlich entzweit und zerrissen gefühlt hat.» Auf Bücher allerdings wird Thoreau in seiner einsamen Neuengland-Landschaft von vergilischer Hirten-schönheit nicht verzichten. Im Buch «Walden», das Siegfried Lang so meisterhaft ins Deutsche übertragen hat, daß es dem englischen Text an künstlerischer Vollkommenheit nicht nachsteht, weicht er uns ins Geheimnis der Kunst des Lesens ein.

«Mein Aufenthaltsort war zum Denken, aber auch zu ernster Lektüre viel geeigneter als die Universität.» Den Sommer über liegt die «Ilias» auf seinem Tisch, doch nur ab und zu blättert er darin, denn die Hände hatten übergenuug zu tun: Der Hausbau mußte vollendet, gleichzeitig wollten auch die Bohnen gehackt sein, was alles ein zusammenhängendes Studium vereitelt. Lesen bedeutet Thoreau unendlich mehr als Abwechslung, Ablenkung oder gar Zerstreuung. Ermunterte seine Behauptung nicht zu einer

jener Umfragen, mit denen wir heute beglückt werden: «Wie mancher Mann datiert ein neues Leben von der Lektüre eines Buches!»

Wie nun liest der Eremit? «Gut lesen – das heißt wahre Bücher im wahren Geiste lesen – ist eine edle Übung, die an den Leser größere Anforderungen als irgendein Sport stellt, der gerade Mode ist. Solches Lesen verlangt ‹Training›, wie es die Athleten betreiben; fast das ganze Leben muß auf diesen Gegenstand gerichtet bleiben.» Die Überlegung und Sammlung, mit welchen ein Buch geschrieben wurde, soll sich auch dessen ernsthafter Leser zu eigen machen. Thoreau gießt seinen Einsiedlerspott auf jene aus, die lediglich lesen gelernt haben, um einer jämmerlichen Bequemlichkeit zu genügen; so lernten sie auch rechnen, um Buch führen zu können und in ihrem Handel nicht betrogen zu werden; doch vom Lesen als einer hohen geistigen Beschäftigung haben sie nie etwas erfahren.

In Dingen der Bildung ist Thoreau ein unduldsamer Aristokrat. Er verketzt die Übersetzungen der Dichtung des Altertums. «Die moderne billige und betriebsame Literatur hat mit allen ihren Übersetzungen wenig dazu beigetragen, uns die heroischen Schriftsteller des Altertums näherzubringen. Noch immer sind die großen Einsamen und die Zeichen, in denen sie reden, so kostbar und merkwürdig wie je.»

Die Klassiker – Homer, Aischylos – sind ihm Orakel, die nicht wie Delphi oder Dodona in Schweigen verfallen sind; auf modernste Fragen hätten sie uns ein paar Antworten zu geben. Zu solchem Humanismus wurde in der Mitte des vergangenen

Jahrhunderts in den USA aufgerufen! Thoreau entleihst religiöse Begriffe, um dem Buch seinen Ort im Weltzusammenhang der Jahrtausende zuzuweisen. «Die wertvollste Reliquie ist ein geschriebenes Wort.» So verwundert es ihn nicht, daß Alexander auf seinen Feldzügen stets in einem kostbaren Kästchen die «*Ilias*» mit sich führte. Unserem gelehrten Waldbewohner unterläuft allerdings ein erstaunlicher Irrtum; 1854 behauptet er kühn: «Noch ist Homer nicht auf englisch gedruckt worden, auch Aischylos nicht und Vergil»; dabei hätte er doch mit Leichtigkeit in der Harvard University Library feststellen können, daß die «*Ilias*» 1611 und die «*Odyssee*» 1614 durch George Chapman (etwa 1559–1634), die Tragödien des Aischylos 1779 durch Potter, Vergils «*Aeneis*» 1513 durch den schottischen Bischof Gawin Douglas (Druck 1553), die «*Bucolica*» 1567 durch George Turberville und die «*Georgica*» durch Abraham Fleming 1589 ins Englische übertragen wurden. Hätter wohl John Keats' Gedichte nie in Händen gehalten, um «On first looking into Chapman's Homer» (1816) zu lesen, in welchem Augenblick sich der Lyriker «wie ein Himmelsbeobachter vorkommt, wenn ein neuer Planet in seinen Sichtkreis schwimmt»\*.

In welchem Maße gilt heute wohl noch, was Henry David Thoreau 1854 zuversichtlich festhielt: «Wenn der ungebildete und vielleicht zum Spott neigende Kaufmann sich durch Unternehmungsgeist und Fleiß die begehrte Unabhängigkeit und Muße erworben und Zutritt in «maßgebende Kreise» erhalten hat, so wird er am Ende unvermeidlich nach den höhern, wenn auch unzugänglichen Kreisen des Geistes und Genies drängen. Er empfindet die Unvollkommenheit seiner Bildung und die Eitelkeit und Unzulänglichkeit seiner Reichtümer und beweist schließlich einen gesunden Sinn, indem er sich Mühe gibt, seinen Kindern eine

\* Der Verfasser dankt unserem Mitglied Herrn Dr. phil. Alan W. James, Dozent der griechischen Literatur an der Universität Sydney, Australien, für diese philologischen Auskünfte.

geistige Ausbildung angedeihen zu lassen, deren Mangel ihm so schmerzlich fühlbar geworden. Erst damit wird er zum Gründer einer Familie.» Kein Mensch darf laut Thoreau vom Brot allein leben, denn Bücher sind ihm der gespeicherte Reichtum der Welt und das wirksame Erbe von Generationen und Völkern. «Bücher, die ältesten und besten, sollten mit Fug und Recht auf dem Bücherbrett in jeder Hütte stehen.» Bleiben wir uns als Bibliophile nicht selber treu, wenn wir bezweifeln, daß Radioempfangs- und Fernsehgerät weder das Buch noch die geheimnisvolle Gebärde des Lesens je werden ersetzen können? Wie nahe stehen wir Thoreau, wenn wir den Mut zum Bekennen aufbringen, uns sei das Ende des Gutenberg-Zeitalters noch lange nicht gekommen!

Henry David Thoreau kann bissig wie Friedrich Nietzsche werden, wenn er die eigene Umgebung schonungslos bloßstellt: «Die besten Bücher werden nicht gerade von denen gelesen, die man als belesen bezeichnet. Welchen Kulturstand weist Concord (Massachusetts) auf? In diesem Ort gibt es (mit wenigen Ausnahmen) für die besten und für die guten Bücher, sogar der englischen Literatur, deren Worte jeder lesen und buchstabieren kann, keine Leser. Selbst die Herren von der Universität, also die sogenannten Gebildeten, wissen hier wie an andern Orten von den englischen Klassikern wenig oder gar nichts.» Mit welcher Freude vernähme hingegen ein streitbarer Québécois heute, daß Thoreau einen Holzhacker kannte, der sich eine französische Zeitung hielt, nicht um das Neueste zu erfahren, sondern um in der Übung des Französischen zu bleiben, da er ja aus Kanada stammte. Doch den sturen unter den Québécois möchte man das Beispiel des gleichen Holzhackers vor Augen führen, der, befragt, was er für das Beste halte, das er in dieser Welt unternehmen könne, ungesäumt erklärte: die Pflege und Verbesserung seines Englisch.

Neue Brücken über Flüsse zu bauen erscheint Thoreau, der ein Zeitmillionär war,

wenig dringlich; man gehe einfach weiter bis zum nächsten Übergang; doch mit Hilfe der Bücher will er einen Bogen gespannt sehen, der über die uns umgebenden Abgründe der Unwissenheit trägt.

\*

«Il faudrait enseigner à lire.» Zur *Zucht des Lesens* fordert André Gide hier auf, er, der als Dichter wie als unersättlicher Leser sein langes Leben zwischen geistige Disziplin und lockende Wollust eingespannt sah und diese Spannung denn auch in einem vielfältigen großen Werk löste. 1912, als Dreiundvierzigjähriger, bewundert er sich, daß er so viel leichter als andere zu vollkommenem Lebensglück gelangen kann; die Liebesnacht ist ihm dem Lesen der Gedichte Edmund Spensers (1552–1599) ebenbürtig: «L'autre nuit, auprès de L.C., ce matin avec Spenser, mon corps tantôt, puis tantôt mon esprit, étaient heureux autant que l'un et l'autre peuvent être. Et que m'importe s'ils ne l'étaient pas «à la fois», puisque l'un ne parvient à la félicité que pendant le sommeil de l'autre.» (10. November 1912.) André Gide liest, wie er gelesen werden möchte: sehr langsam. Ein Buch lesen bedeutet ihm, gemeinsam mit dessen Verfasser vierzehn Tage abwesend zu sein. 1926 Afrika bereisend, liegt er öfter lesend in den Ruderbooten. Deren Langsamkeit ermuntert dazu. Kommt es denn auf einen Tag mehr oder weniger an? Nie will er besser und mit liebevollerem Gefühlen gelesen haben. Die eintönige Uferlandschaft des Ogowe wiegt den Gedanken, ohne ihn abzulenken.

Immer hat er Gedrucktes bei sich. Er genießt es, im Gehen zu lesen (woran sicher kein Augenarzt Freude hatte); so schirmt sich André Gide gegen das Leben ab, wie er 1935 erklärt, also kurz vor der Zeit, da auch er das linke Lied der «littérature engagée» bis zu seiner Rückkehr aus der UdSSR zu singen begann.

Welcher Bibliophile fühlte es André Gide nicht nach, wenn er dem Jugendfreund Paul Valéry im September 1891 schreibt: «Je

suis de nouveau parmi tous mes papiers et mes livres, et seul, dans le silence et dans le soir, je goûte des ferveurs superbes.» Weniger feierlich heißt es später: «Etwas Rimbaud nach der vielen Arbeit, den man wie einen Apéritif «schnappt».»

Durch den Hedonisten schimmert ein zweiundachtzig Jahre währendes Leben lang der geborene Protestant aus den Cevennen. Man vergesse nie: ihn hat der reformierte Pfarrer aus Le Havre zu Cuverville neben seiner Frau beerdigt!

*Zucht des Lesers:* Während eines mondänen Nachtessens verzeiht er den Gastgebern keinen Augenblick, ihn den Büchern entzogen zu haben, die zu Hause auf ihn warteten. Montaigne liest er immer mit dem Bleistift in der Hand, um seinem Erstaunen oder seiner Freude Ausdruck zu geben. Thoreau erkannte in André Gide seinen wahlverwandten Bruder, läse er im «Tagebuch» am 5. Januar 1922: «Mes bonnes journées de travail sont celles que je commence par la lecture d'un ancien auteur, de ceux que l'on appelle «classiques».» Eine Seite, ja eine halbe, genügten ihm, wenn es in der rechten Geistesverfassung geschehe. So ernst nimmt es Gide mit dem Lesen, daß er Leuten mißtraut, die rasch lesen. Psychologisch aufschlußreich wäre der Vergleich zwischen André Gide und seinem Zeitgenossen Marcel Proust, der dafür hält, daß wir lesend im Buch nicht seinen Verfasser, sondern letztlich uns selber lesen; im Dezember 1893 schrieb André Gide mit leicht abgewandelter Nuance an Paul Valéry über «se lire à travers les autres».

Lesereifer! Lesermut! Richardsons Roman «Clarissa» mit seinen fünf Bänden zu je fünfhundert Seiten schreckt ihn keineswegs ab. 1931 heißt es: «Selten ein Buch mit solchem Fleiß gelesen.» Leserglück! André Gide gesteht, zuweilen gelangweilt durch sein Zimmer zu gehen. Ungeduldig greife er dann ohne klare Absicht nach einem Buch auf seinen Schäften. Dabei müsse oft, meint er, der Teufel oder die Vorsehung im Spiele sein; denn meist falle sein Blick auf die Seite,

den Satz, die Worte, deren er eben bedurfte, um wieder in Schwung zu kommen.

Die «Tagebücher» ermunterten dazu, André Gides Persönlichkeit aus der Wahl seiner bevorzugten Autoren zu deuten; wir versagen es uns hier trotz aller Lockung und fügen lediglich bei, daß er nicht nur Bücher in fremden Sprachen las, sondern auch übersetzte; so Dramen William Shakespeares. Die Weltkriege hielten ihn nie davon ab, deutsche Dichter entweder in Übersetzungen oder in ihrem eigenen Text zu lesen. Goethe hat ihn mitgeprägt; Novalis wurde ihm bekannt, und die «Penthesilea» Heinrich von Kleists gibt ihm Anlaß, Möglichkeiten des deutschen Satzbau ohne französischen Vorbehalt aufs höchste zu bewundern.

Unverstaubte Lebensluft umweht den Dichter auch als Leser. Der Lesende sei immer auch ein gesund Atmender – sonst fehlt dem Lesen Naturhaftigkeit. «In Marx' Schriften ersticke ich. Es fehlt ihnen etwas, ich weiß nicht welches Ozon, dessen die Atmung meines Geistes unbedingt bedarf. Dennoch hab ich vier Bände des ‹Kapitals› gelesen: geduldig, ausdauernd, fleißig...» Willkommen ist das Geständnis des Dichters, daß er den andern Dichter seine Schwelle anders überschreiten heißt, sobald die Anerkennung seines Werkes den Vorbehalt gegenüber dem Offizier der Besetzungsmacht, gegenüber dem Gegner der eigenen Nation und ihres Staates in nichts aufgelöst hat, so als gäbe es einen Waffenstillstand der Elite, während die Massen, der «profanum vulgus», aufeinander loszuschlagen gezwungen werden. Es ist der 1. Dezember 1942 – in Tunis. André Gide trägt ins «Tagebuch» ein: «Ernst Jüngers Buch über den Krieg 1914, ‹Orages d'Acier› [In Stahlwittern], ist unbestreitbar das schönste Kriegsbuch, das ich je gelesen; gutgläubig, wahrhaftig, vollkommen aufrichtig. Ich bedaure sehr, es nicht gekannt zu haben (und jenes andre ebenfalls, das ich in Sidi-bou-Said gelesen habe: ‹Routes et Jardins› – ‹Gärten und Straßen›), ehe ich seinen Be-

such an der Rue Vaneau empfing (und welchen er in besagtem Buch auch erwähnt). Ich hätte wohl ganz anders mit ihm gesprochen.» Der Blick auf diese knappe Szene bringt zum Bewußtsein, vor welche Gewissensfragen sich die «Internationale der Leser» in Zeitläufen zwischenstaatlicher Verfeindungen gestellt sehen kann. Verleiht die irenische Natur des niemand störenden Lesevorganges nicht ein Recht dazu, über aller Entzweiung der Völker tätig lesend die Einheit einer Kultur zu wahren? Wem stünde es später eigentlich zu, André Gide oder Ernst Jünger auch geistig in die Marschordnung ihrer kämpfenden Völker zurückzu-beordern?

Glaubenskrisen, Hinwendung zum Kommunismus, Kokettieren mit einer Bekehrung zum Katholizismus, agnostische Anläufe, nichts wird den elitären Protestanten je davon abhalten, das *Buch der Bücher* zu lesen. Als 1949 seine «Anthologie de la poésie française» in der «Bibliothèque de la Pléiade» erscheint, bedauert er es im Vorwort, daß diese lyrische Blütenlese erst nach dem Zweiten Weltkrieg erscheinen konnte, denn «kein Buch, außer dem Evangelium, hätte dem Soldaten besser beizustehen vermocht als eine solche Sammlung unsrer besten Gedichte». In einem Bekenntnis ausgesprochen literarischer Wertung wird gleichsam im Vorbeigehen diese Treue bestätigt: «Dante ist einer jener Geister, denen ich das meiste schulde (viel mehr als etwa Shakespeare, zum Beispiel) und deren Stimme mich am unmittelbarsten angesprochen hat. Zur besten Zeit meiner Jugend habe ich ihn viel gelesen, langsam, geduldig, beflissen; fast mit ebensoviel Liebe und Sorgfalt wie das Evangelium...» In der Autobiographie «Stirb und werde» bezeugt der junge Protestant, auf welche Weise er sein Bibellesen zu gliedern pflegte. Er las gierig, heißhungrig, doch methodisch. Er fing mit dem Anfang an, verzweigte sich dann aber, wenn er allabendlich im Zimmer der Mutter, und neben ihr, eines oder mehrere historische Kapitel aus dem Alten Testament las, eines oder mehrere der poeti-

schen Bücher, eines oder mehrere der prophetischen. So vorgehend, kannte er bald die ganze Schrift; darauf nahm er die Lesung einzelner Teile neu auf, besänftigter, aber keineswegs mit beruhigtem Appetit.

André Gide steht zur Kunst des Lesens in kontrapunktischem Bezug, sobald es darum geht, selbst schöpferisch zu schreiben oder im Namen seiner vitalen, antiintellektuellen Lust des sinnlichen Wahrnehmens und Genießens die Grenzen allen Lesens unbarmherzig zu bezeichnen.

Er ist einundzwanzig, als er im «Tagebuch» vermerkt, daß die Einheit eines zu schaffenden Werks Sammlung und leidenschaftliche Hingabe verlange. «Während des Hervorbringens entschieden jedes Lesen beenden. Es ist Ursache maßloser Störungen und wirbelt mir wirr Ideen im Kopf herum.» 1906 erleben wir Gide fast als Bilderstürmer. Seit drei Tagen packte er seine Bücher mit Vandalenenthuziasmus zusammen. Im Rhythmus, da sich seine Bücherschäfte leerlen, wähnt er sein Hirn gelüftet. Er fühlt die Berauschtung eines Burgenbruchs... und zugleich enthüllt er sein innerstes Wesen, wenn er gesteht, welchen Spaß es ihm bereitet, diese Bücher ordentlich und unter geschickter Ausnutzung des Raums in den Körben zu verstauen.

Der Leser stellt zu Zeiten die Überlegenheit des Lesens in Frage. 1927 meint Gide, daß in der Literatur nur Wert habe, was uns das Leben lehrt, und als er am 6. Mai 1927 mit dem in Zürich wohnenden elsässischen Naturwissenschaftler Jean Strohl durch die ungewöhnlich üppig blühende Landschaft fährt, röhmt er das ununterbrochene Gespräch, das ihn besser als ein Haufen Bücher belehrt habe. In den «Falschmünzern» heißt es von einer Gestalt: «Ich erkenne in ihm Manneskraft, Stärke; er kann sich noch empören. Doch hört er sich zu gern selber reden... schon hat er zu viel gelesen, zu viel auswendig behalten und aus den Büchern viel mehr als durch das Leben selbst gelernt.»

Wer läse dahinter nicht André Gides Selbstanklage?

Nicht nur die Inquisition, nicht nur Joseph Goebbels, auch den Einzelnen scheint zu Zeiten die Lust zu einem Autodafé anzuwandeln: «L'exquise Marie-Thérèse m'aide à mettre quelque ordre dans ma bibliothèque. Que de livres dont je ne me sers et ne me servirai jamais! Je bénirais l'incendie qui me délivrerait de leur affreux encombrement.» Warum? Drei Monate später beschwert sich der Dichter über die Bücher, denen er weder im Gehen noch beim Essen entfliehen will. Die Lektüre bemächtigte sich all der Zeit, die eigentlich der Meditation, der Einbildungskraft, der Arbeit gehörte. «Mein eigener Gedanke räumt dem Denken anderer das Feld...»

In seinem Preisgedicht der Sinnlichkeit – in den «Nourritures terrestres» (1897) – begründet der Dichter seinen Grundvorbehalt gegenüber dem Lesen: «Es genügt mir nicht zu lesen, daß der Sand am Meer weich sei; ich will, daß meine nackten Füße es spüren... Alle Kenntnis, der nicht sinnliches Wahrnehmen – oder anders gesagt, das Erlebnis – vorangegangen ist, bleibt ohne Nutzen.» Dem Jünger Nathanaël ruft er darum zu: «Wirf mein Buch weg; finde kein Genügen daran. Glaub nicht, daß deine Wahrheit durch irgendeinen andern gefunden werden könne.» Und fast verwegen folgert er – als lebte er dauernd zwischen Calvin und D. H. Lawrence hin- und hergerissen: «Die Lust hat mich mehr als die Bücher gelehrt; drum fand ich in den Büchern mehr Dunkelheit als Klarheit... In der Wollust wird sich unser Wesen seiner selbst bewußt.»

\*

In der Spannweite der Anlagen übertrifft Ernst Jünger wahrscheinlich Henry David Thoreau und André Gide. Der Sohn eines Apothekers und Chemikers schließt das Hochschulstudium nicht ab, doch gibt es wohl wenige so leidenschaftliche naturwissenschaftliche Beobachter wie Ernst Jünger, denen wie ihm die Gabe eignet, das Gesehene schreibend anschaulich zu machen. Der Liebhaber des schönen Buches, der es –

als sei es ein seltener Schmetterling oder eine kostbare exotische Pflanze – bibliophil genießerisch zu schildern versteht, hat sich auch als Soldat einen zwiefach berühmten Namen gemacht.

Nun haben wir uns hier weder mit dem Darsteller des Krieges noch mit dem Edelmann des Geistes, der dem Dritten Reich verächtlich den Rücken kehrt, ohne auszuwandern, abzugeben. Uns beschäftigte hier ein umstrittenes Kapitel seiner Lebensgeschichte: sein Umgang mit dem Buch. Was wären unabsehbare Bücherregale ohne *Sinngebung des Lesens*? «Man wächst auch als Leser heran», trägt er im Kriegstagebuch «Strahlungen», am 15. Februar 1944, ein, als er, Saint-Simon lesend, gesteht, «die Eleganz gewisser Wendungen, wie sie vor allem die Schilderung der Charaktere und ihrer Rangordnung nuancieren, noch nie so ausgekostet zu haben». Wie Max Rychner, der vor Rembrandts Gemälde des ein Buch in der Hand haltenden Sohnes Titus über das Lesen philosophiert, sieht sich Ernst Jünger vor einem über seinem Buch lächelnden Oberleutnant der Fallschirmtruppe zum Gedanken angeregt: «Der Leser – das ist ein großes Motiv, eine bedeutende Darstellung des geistigen Menschentums.»

Wie der Soldat im Feld Tag und Nacht zur Improvisation fähig sein muß – die Franzosen reden dabei von se débrouiller –, muß sich auch der Leser in jeder Lage zu behelfen wissen. Im elterlichen Haus zu Braunschweig, wo zur Zeit des erwachenden Lesehunders die Beleuchtung noch ungenügend eingerichtet war, las er, sobald die Eltern schlafen gegangen waren, stehend, indem er sein Buch aus dem Wohnzimmerfenster hielt, auf welches das Licht der Straßenlaterne am Amalienplatz fiel. Er ist redlich genug beizufügen, daß diese zum Glück um elf Uhr gelöscht wurde. Dem sich gern und gescheit Selbstbespiegelnden gebracht es keineswegs an Selbstdkritik. Beim verstohlenen Lesen zur Nachtzeit überkommt ihn ein Gefühl, daß «das Lesen eine Untat, ein Raub an der Gesellschaft sei, das

er seitdem nie wieder ganz losgeworden». – Öfter werden wir dem lesenden Kämpfer im Feld begegnen. In der Kriegserzählung «Sturm» (1923), die aus Versehen in den Gesammelten Werken keine Aufnahme fand, doch dank William Mathesons Spürsinn 1963 als Oltner Liebhaberdruck wieder zugänglich wurde, heißt es über den Helden des Berichtes: «Lesen war ihm mehr als Nachfühlen und Freude an fremdem Gedankenspiel; es war ihm eine *Form des Lebens*, die, im Geistigen rollend, ohne Reibung ihn zu allen denkbaren Leiden und Wonnen riß. Diese Großen preßten ihm das Wirnis von Gleichungen in knappe und inhaltsreiche Formeln, schmolzen im Feuer ihrer Kraft das wahre Leben aus Widersprüchen, Längen und Überflüssigkeiten in klare und ewige Form.» Dieser deutsche Leser liebte im Unterstand Gogol, Dostojewski und Balzac. Wir sehen Jünger vielgescholten, weil er prometheisch kühn zugreift, sich selbst aber mit Désinvolture jedem grob-kritischen Zugriff als Proteus entzieht. Im «Sturm» hieß es 1923 mit einer Schnoddrigkeit, die an Propagandisten des Dritten Reiches erinnert: «Wie viele unserer Literaten sitzen in dieser Stunde dort [in Genf oder Zürich]. Aber das ist der große Unterschied zwischen ihnen und uns, daß sie betrachten und schreiben, während wir tätig sind. Sie haben den Anschluß verloren, während in uns der große Rhythmus des Lebens schwingt. Hinter welchen Fahnen man steht, ist letzten Sinnes gleich, aber das ist gewiß: der letzte Feldgrau oder der letzte Poilu, der in der Schlacht an der Marne feuerte und lud, ist für die Welt von größerer Bedeutung als alle Bücher, die diese Literaten aufeinanderhäufen.» Redete da der eigene Advocatus diaboli dem Leser unterm Bombenhagel mephistophelisch ins faustische Gewissen? Ernst Jünger läßt die Nachwelt zu jeder Zeit erfahren, was er zu Hause oder im Feld alles las. Als ihm die Bediente am 26. August 1939 zu Kirchhorst den Mobilmachungsbefehl ans Bett bringt, in welchem er um neun Uhr noch lag, «studierte er behaglich im Herodot». «Strahlungen» ver-

rät, wie ihm jede Einquartierung in Frankreich und die Offizierstätigkeit in Paris den in seinen Büchern offenbaren Geist Frankreichs in der Vielfältigkeit seiner Epochen täglich neu erschlossen. Über den Schlachtlärm hinaus behauptet sich ihm lebenskräftig die Dichtung. «Wie der Zwist der Liebenden sind die Dissonanzen der Welt. Versöhnung ist mitten im Streit, und alles Getrennte findet sich wieder.» Hölderlins Ausklang des «Hyperion» gibt seinem ganzen Leben den Ton an!

Als Soldat wie als Verfasser des in seiner Zeit revolutionär wirkenden Buches «Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt» (1932) erscheint Ernst Jünger als ein Mann des Aufbruchs. Als Ordner und methodischer Sammler dagegen zeigt er uns das Temperament des Bewahrers, des Konservativen, des treuen Hüters überlieferten Gutes. So erstaunt es nicht, ihn Bibliotheken und das Glück des Verweilens in ihrer bezaubernden Stille rühmen zu sehen. Im Jahr der braunen Götzen-dämmerung, am 9. April 1944, klagt er im Tagebuch: «Nachgedacht über die gewaltigen Bücherverluste durch die Bombardements. Die alten Bücher werden selten werden; ihr Neudruck setzt intelligente Planungen voraus.» Diesem Requiem auf Bücher war im Roman «Auf den Marmorklippen» noch ein Te Deum auf Anmut und Wert einer unbedrohten Bibliothek vorausgegangen, wie es nur ein echter und in Kenner-schaft zuständiger Bücherliebhaber anstimmen kann. Wie gleichen sich doch die Leser durch Jahrtausende: Cicero wußte sich glücklich, wo ihm Bibliothek und Garten geboten wurden: «Si hortum in bibliotheca habes, deerit nihil.» Was anderes besiegelt Ernst Jünger, wenn er mit der ausführlichen Schilderung einer Bücherei beginnt: «Von der Terrasse schritt man durch eine Glastür

in die Bibliothek. In schönen Morgenstun-den stand diese Türe weit geöffnet, so daß Bruder Otho an seinem großen Tische wie in einem Teil des Gartens saß.»

Er schämt sich seiner Bibliophilie nicht und gesteht, daß das schwere violette Leder, mit welchem Léon Bloys Tagebuch gebun-den ist, Genuß erwecke. Der Eleganz der grünen Kalblederbände einer Crébillon-Ausgabe von 1812 spürt er an, daß die hand-werkliche Kultur des Ancien Régime über-lebt; solche ererbte Tradition läßt ihn Hoff-nung auf eine vernunftgemäße Politik des modernen Frankreich schöpfen.

1941 hat Ernst Jünger das Alte Testament zu lesen begonnen; mit dem Propheten Ma-leachi beendet er im April 1943 diese Lek-türe, um in einer einzigen Woche auch die Apokryphen in sich aufzunehmen. Mit der Septuaginta in der Hand wird er das Alte Testament noch einmal durchnehmen, und unter Beziehung der Vulgata geht er zum Neuen Testament über. Und am 28. Mai 1944 vernehmen wir: «Nach dem Frühstück beendete ich die Lektüre der Offenbarung und schloß damit die erste Gesamtlesung der Bibel ab, mit der ich am 3. September 1941 begann ...» Es muß ein schöpferisch anre-gendes, eben transzendierendes Lesen gewe-sen sein, denn der Dichter fügt bei: «Die Schrift gab mir bedeutende Einblicke. Vor allem wurde das Feld für neue Lesungen planiert.»

In einem kurzen Satz wird hier Zeugnis für die Dynamik des Umgangs mit Büchern abgelegt. Sinnvolles, planmäßiges, geordnetes, sammelndes und nicht zerstreuendes Lesen erfüllt sich zwar in sich selbst, genügt sich aber ohne dauernden Bezug zum Leben nie selbst, und vor allem – wir haben es eben vernommen – «planiert es das Feld für neue Lesungen».

★

★ ★ ★

★